

A. L. SHIELDS

DER GARTEN

THRILLER

Aus dem amerikanischen Englisch
von Lea Schirra und Nicola Konieczny

SCM

Hänssler

PROLOG

An jenem regnerischen Tag im März, als sie von dem Auto angefahren wurde, hatte Annabelle Seaver fünf verschiedene Kirchen aufgesucht. Die Leute sagten später, dass sie entweder sehr gläubig gewesen war oder großes seelisches Leid erduldet haben musste. Ihrer Familie zufolge traf beides zu. Zwar hatte schon seit Monaten keiner ihrer Verwandten etwas von Annabelle gehört, doch der Polizei gegenüber mussten sie eingestehen, dass dies durchaus nicht ungewöhnlich war. Annabelle, früher ein ruhiges, nachdenkliches Kind, hatte sich zu einer extrem flatterhaften Erwachsenen entwickelt, die sich nur selten an irgendwelche Konventionen hielt und oft für Wochen oder sogar noch länger von der Bildfläche verschwand. Und nein, niemand hatte eine Ahnung, was sie nach Washington, D.C. verschlagen hatte. Irgendwann hatte die Familie es aufgegeben, ihre Streifzüge zu verfolgen. Die Polizei stieß schon bald auf die Geschichte mit der Entzugsklinik und natürlich auch auf die neunzig Tage, die sie ein paar Jahre zuvor für den Besitz von Drogen in einem Gefängnis in einer Vorstadt von Chicago abgesehen hatte. Freunden zufolge war das der Zeitpunkt, an dem die Familie Annabelle fallen gelassen hatte, obwohl ihre Schwester Polly darauf bestand, dass es Annabelle war, die sich selbst hatte fallen lassen. Polly hingegen war es gelungen, trotz der widrigen familiären Startbedingungen etwas aus sich zu machen, was Annabelle ganz offensichtlich nicht zustande gebracht hatte.

Das Auto raste auf die Gasse hinter U Street Christian Church zu, kurz nachdem die Mitglieder des Bibelkreises die Hintertüren verriegelt hatten, um Annabelle daran zu hindern, sich wieder heimlich hereinzuschleichen. Nicht dass einer von ihnen ihren Namen gekannt hätte. Natürlich hatten sie sie gefragt, aber keine Antwort erhalten. Mit viel Tamtam war sie in das Treffen hineingeplatzt, gerade als Bruder Everson den Begriff »Rüstung Gottes« in Epheser 6 erklärte, ganz so wie er es in seiner Kindheit in Tennessee gelernt hatte. Auch wenn einige Mitglieder des Bibelkreises später der Polizei gegenüber zugaben, dass die Frau ihnen von Anfang an nicht geheuer gewesen war, gebot ihnen die christ-

liche Nächstenliebe, Fremde willkommen zu heißen. Ein Blick auf die wilden Augen, die abgewetzten Jeans und den festen Griff um den zer-schlissenen Rucksack hatten ausgereicht, um Schwester Murray dazu zu bewegen, der außergewöhnlichen Fremden einen Becher Kaffee anzubieten.

Der weitere Verlauf des Abends blieb ungeklärt. Gestützt auf die Polizeiberichte, bezeichnete die Presse das Verhalten der Fremden schlichtweg als »störend«. Irgendwann wurde die Belästigung unzumutbar, sodass der Bibelkreis die Frau gewaltsam vor die Tür setzte. Später, als die Bombenanschläge sich mehrten, würde sich herausstellen, dass Annabelles lautstarke Tiraden, die sie ihrer Eskorte auf ihrem Weg nach draußen an den Kopf warf, sehr wohl von Bedeutung gewesen waren, doch man musste es den guten Menschen der U Street Christian Church nachsehen, dass sie glaubten, den wirren Rasereien einer völlig Verrückten ausgesetzt zu sein.

Sich wieder draußen auf der Straße zu befinden, schien die Fremde – Zeugen zufolge – zu verwirren. Immer wieder starrte sie die Tür an, als könnte sie sie durch reine Willenskraft dazu bewegen, sich wieder zu öffnen. Schließlich ging sie davon, ihren Rucksack noch immer fest an sich gepresst. Der einzige Ausgang aus der Gasse führte auf die U Street, wo das Auto bereits wartete: Dunkel, verdreckt und ein ausländisches Fabrikat, da waren sich die Zeugen einig, es sei denn, es war eine amerikanische Marke, was ihrer Meinung durchaus auch möglich sein konnte. Man hatte einen Fahrer gesehen, männlich, oder vielleicht auch nicht, und außerdem zwei weitere Männer, oder einen, oder keinen. Doch das Auto wartete: Da waren sich alle einig. Das Auto wartete darauf, dass Annabelle Seaver die U Street Christian Church verließ. Wenn man es sich recht überlegte, war es ihr wahrscheinlich von Anfang an dorthin gefolgt.

Als Annabelle aus der Gasse trat, leuchteten die Scheinwerfer auf und der Wagen raste auf sie zu. Noch immer verwirrt, blieb sie mit weit aufgerissenen Augen stehen und streckte dem Fahrzeug eine Handfläche entgegen, als könnte sie es mit übermenschlichen Kräften zum Stehen bringen.

Das Auto rammte sie.

Wie eine Zirkusakrobatin flog die junge Frau in hohem Bogen durch die Luft und schlug völlig verdreht ein paar Meter weiter die Gasse hinunter auf dem Asphalt auf. Das Auto setzte zurück und raste erneut los, offensichtlich mit der Absicht, sie zu überfahren – auch in dieser Hinsicht waren sich die Zeugen wie auch das forensische Team, das den Fall später am Abend untersuchte, einig. Es wäre auch gelungen, wenn der Fahrer sich nicht um einen halben Meter verschätzt hätte und mit der Stoßstange gegen eine Straßenlaterne gestoßen wäre, was dazu führte, dass der Wagen vom Kurs abkam und lediglich Annabelles Beine zertrümmerte, anstatt sie komplett niederzuwalzen. Mittlerweile hatte sich eine Mensentraube versammelt, sodass keine Zeit für einen dritten Versuch blieb. Der Wagen setzte zurück, die Stoßstange auf dem Boden schleifend, und raste ruckelnd davon.

Wenige Stunden später wurde das Fahrzeug nur einen knappen Kilometer entfernt auf dem Parkplatz eines Fast-Food-Restaurants gefunden, wo die Täter es zurückgelassen hatten. Es stellte sich heraus, dass es sich um ein gestohlenen Auto handelte. Man fand weder Fingerabdrücke noch irgendwelche sonstigen Spuren und somit auch keine Verdächtigen, die für die Tat in Betracht kamen. Auf der Fahrt ins Krankenhaus war Annabelle gerade einmal lange genug bei Bewusstsein, um nach dem Arm eines Rettungssanitäters zu greifen und eine einzige verständliche Frage zu stellen: »Wo ist mein Rucksack?« Doch sie starb, bevor er ihr mitteilen konnte, dass er nichts über den Verbleib ihrer Tasche wusste. Die Polizei, wie immer völlig überlastet, machte sich nicht die Mühe, danach zu suchen.

Ein großer Fehler.

ERSTER TEIL

WAHRNEHMUNG

Manchmal drückt Gott seinen Zorn gegenüber den bösen Menschen dieser Welt nicht nur äußerlich aus, sondern auch innerlich, indem er ihn in ihrem Gewissen entfesselt.

Jonathan Edwards, in einer Predigt über 1. Thessalonicher 2,16

1

In der Anwaltsszene war Bethany Barclay ein Niemand, insbesondere im Distrikt von Columbia und Umgebung, wo jeder Anwalt von Rang und Namen entweder für eine große Kanzlei arbeitete, im Staatsdienst tätig war oder zwischen beiden Ämtern wechselte. Bethany führte eine kleine Kanzlei im Hinterland von Virginia und war in juristischen Kreisen daher absolut unbedeutend. Nichtsdestotrotz wurde sie von diesem Albtraum eingeholt.

Es begann mit trügerischer Normalität: ein sonniger Nachmittag im Mai, der erste schöne Tag, nachdem der Regen gefühlt einen Monat lang angehalten hatte. Bethany saß in ihrem Büro hinter dem Schreibtisch, massierte sich die Schläfen und versuchte die Ursache für ihre anhaltende Migräne zu ergründen. Die möglichen Kandidaten waren, erstens, dass Muttertag vor der Tür stand, ein Feiertag, den Bethany wie üblich in North Carolina bei ihrer Tante Claudia verbringen würde, die sie sowohl liebte als auch fürchtete. Oder, zweitens, dass sie, bevor sie am Freitag die sechsstündige Autofahrt antrat, höchstwahrscheinlich ihren Anwaltsgehilfen Will entlassen musste, den sie schon viel länger beschäftigte, als sie es sich angesichts der mageren Einnahmen ihrer Ein-Frau-Kanzlei leisten konnte. Bethany war ganz vernarrt in Will, seine Frau und ihr Baby, und ihr schauderte bei dem Gedanken, der bereits heiklen finanziellen Situation der kleinen Familie nun den Rest geben zu müssen, doch ihr Buchhalter hatte ihr die Zahlen vorgelegt, und so blieb ihr einfach keine Wahl. Es sei denn, sie ging an ihre Ersparnisse, die aus mehreren Tausend Dollar in bar bestanden und stets unangetastet blieben, da ihr verrückter Vater ihr eingetrichtert hatte, immer genug Geld zur Hand zu haben, nur für den Fall, dass sie irgendwann einmal überstürzt die Stadt verlassen musste.

Der dritte Kandidat hatte etwas mit den Nachwehen ihres Mittagessens mit Thelma McKittrick zu tun, die versuchte, Bethany für ihre zum Scheitern verurteilte Kampagne zu gewinnen, den liturgischen Tanz in ihrer Kirche einzuführen, einer episkopalen Gemeinde, deren Wurzeln auf die Zeit vor der Amerikanischen Revolution zurückgingen.

»Wir sind so altmodisch«, beschwerte sich Thelma.

»Ich glaube, den Leuten gefällt es so«, erklärte Bethany, die sich daran erinnerte, dass einer der Gemeindegeltesten ein Memo herumgeschickt hatte, in dem er die Gemeinde ermahnte, nicht während des Gottesdienstes zu applaudieren.

Die vierte mögliche Ursache ihrer sengenden Migräne lag in Bethanys kläglichem Versuch, in die Welt der Selbstdisziplin vorzustößen, eine Unternehmung, die zwei Nächte zuvor zu einem abrupten Ende gekommen war, als sie ihrer Nemesis erlag, einer Packung Mini-Oreo-Kekse, die in dem Fach über dem Kühlschrank gelagert waren. Ohne Zweifel würde Tante Claudia sich dafür das halbe Wochenende lang über sie mokieren, nur um sie dann in ihrer sanft-niederschmetternden Art darüber aufzuklären, dass es scheinbar auch Männer gab (ein paar zumindest, wie Claudia sagen würde), die etwas fülligere Frauen bevorzugten. Der fünfte Kandidat war das Abendessen, zu dem sie heute Abend bei ihrer Cousine in Warrenton eingeladen war, ein Ereignis, das aller Voraussicht nach mit der Anwesenheit eines weiteren unpassenden Mannes einherging, den man als möglichen Partner für sie ausgesucht hatte. Bethany war sich bewusst, dass sie in diesem Fall gezwungen war, ein Mindestmaß an Interesse vorzutäuschen, allein schon um sich besser für die gut gemeinten Mahnungen ihrer Tante Claudia zu wappnen, die sie sicherlich bald über sich ergehen lassen musste. Claudia würde es sich nicht entgehen lassen, Bethany darauf aufmerksam zu machen, dass sie in schon drei Monaten dreißig wurde, das magische Alter, bei dem sich im Kosmos ihrer Tante alle interessanten Junggesellen dieser Welt in Luft auflösten.

Doch der wahrscheinlich plausibelste Grund für Bethanys Migräne war wohl Kandidat Nummer sechs, die Tatsache, dass just in diesem Moment, hier in ihrem Büro, ein wütender Mandant ihr drohte, sie wegen Verletzung ihrer Berufspflicht zu verklagen. Besser gesagt: Es handelte sich dabei um den einzigen Sohn einer ehemaligen Mandantin, Mrs Kirkland, die letzte Woche verstorben war. Ken Kirkland war genau wie seine zwei Schwestern aus dem Testament seiner Mutter gestrichen worden, und so suchten die Geschwister nun die Schuld bei der Anwältin, die das Testament aufgesetzt hatte, nämlich Bethany.

»Hast du wirklich geglaubt, dass ich dich damit durchkommen lassen würde?« Er schlug mit der Faust in seine Handfläche. »Wir werden dich auf Haus und Hof verklagen!«

»Ich bin mir nicht ganz sicher, womit ich davongekommen sein soll«, erwiderte Bethany, die ihre Finger in ihre Handflächen krallte, um eine ruhige Tonlage beizubehalten, während ihre Kopfschmerzen immer unerträglicher wurden. Ihre Tante hatte sie gelehrt, die Bibelverse aus Sprüche 3,5-6 in ihrem Kopf aufzusagen, wann immer der Stress überhandnahm. Auch jetzt erinnerte sie sich an diese Worte und spürte, wie ihre Atmung ruhiger wurde.

Ihre Gelassenheit reizte Ken nur noch mehr. »Ich meine es ernst, Bethany. Bring das in Ordnung, oder du bekommst in dieser Stadt keinen Fuß mehr auf den Boden.«

Aufgebracht lief Ken in ihrem Büro auf und ab, einem Hinterzimmer im ersten Stock eines viktorianischen Häuschens, das nun in Büroflächen und Praxisräume unterteilt war. Ein Stockwerk höher hatte sich ein Zahnarzt eingemietet, weswegen durch die Decke das schrille Geräusch eines Bohrers drang, der jeden Tag mehrmals zu hören war.

»Ich habe mich strikt an die Anweisungen meiner Mandantin gehalten«, erklärte sie. »Deine verstorbene Mutter ist es, auf die du wütend sein musst, nicht auf mich.«

Ken wirbelte herum, seine braunen Augen ganz wild, und einen kurzen Moment lang dachte sie, dass er ihr eine Ohrfeige verpassen würde. Die Revanche. Schließlich hatte Bethany ihn fast auf den Tag genau vor zwölf Jahren geohrfeigt, als er nach dem Abschlussball der Pennville Highschool etwas zu aufdringlich geworden war. Kenny, wie man ihn damals noch nannte, war Captain des Footballteams und betrachtete alle Mädchen an der Schule als sein persönliches Eigentum. Viele von ihnen gaben seinen Avancen nach, doch Bethany war anders erzogen worden. Von ihrer Zimmergenossin im Studentenwohnheim wurde sie immer damit aufgezo- gen, dass sie sich für ihren Ehemann aufsparen wollte, doch Tante Claudia, die sie großgezogen hatte, sagte immer, anders als die anderen zu sein, sei genau das, was eine Frau attraktiv mache.

»Komm schon, Beth.« Ken musste wissen, wie sehr sie diesen Spitznamen hasste, doch immerhin hatte er die Stimme nun etwas gesenkt.